



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Daiber, Albert: Im Lande des Kondors : Plaudereien aus Chile :
(Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Im Lande des Kondors

Plaudereien aus Chile von Albert Daiber

(Fortsetzung)

Aber den schönen Fluß, an Breite den Rhein bei Köln über-treffend, mit grünem, klarem Wasser, lasse ich mich nach der Insel Teja übersetzen. Dort liegt die Brauerei der Gebrüder Anwandter, die sich aus kleinen Anfängen zu einer imposanten Größe entwickelt hat. An sie gruppieren sich hübsche Familien-häuschen, jedes für sich stehend, mit reizenden Gartenanlagen. Hier hat sich die Natur, verständnisvoll geleitet, in südlicher Pracht entfaltet. Maiglöckchen von einer Größe und Schönheit, wie ich sie nie zuvor gesehen habe, blühen gerade, ebenso duftende Rosen und andre heimische Blumen. An die Brauerei stößt der von dem Begründer der Firma angelegte Park und ein kleiner, eben-falls von ihm selbst gepflanzter Eichenwald. Im Parke liegt ein schmuckloses Familiengrab. Hier ruht der Pionier deutscher Kultur im fernen Chile. Seine alte Heimat hat er nie wieder gesehen. Aber wie sein nur der Arbeit ge-widmetes Leben ein echt deutsches war, so ist auch seine Grabstätte einfach, würdig und unter den rauschenden Bäumen und Sträuchern voll Poesie. Von der Schönheit und dem Reichtum der grünenden, blühenden, duftenden Natur, von dem Ausblick auf Fluß, Stadt und die fernen Höhenzüge der Cordillera bin ich geradezu begeistert. Wahrlich, von der Höhe der Insel aus, bei klarem, sonnigem Wetter ist der Anblick Baldivias anmutend und ganz anders als vom Fluß aus. Der Ausdruck eines tiefen Friedens liegt über dem ganzen Landschafts-bilde und wirkt deshalb auf den Beschauer selbst wieder beruhigend.

Der Abend zog herauf, als ich wieder über den Fluß der Stadt zufuhr. Reich an neuen Eindrücken suchte ich den deutschen Klub auf, wo ich ebenso billig wie gut speiste. Nachher wurde ich von einigen Herren, die mich freundlich begrüßten, zu einer gemütlichen Regelpartie eingeladen. Erst spät ließ man mich mein einfaches Lager im Hotel Colon — wie stolz das klingt, und wie un-glaublich bescheiden es war — aufsuchen. Sollte man es für möglich halten, aber ich konnte nicht einschlafen, denn — mein Kabinettbett fehlte mir! Was für ein Gewohnheitsgeschöpf ist doch der Mensch!

Früh am andern Morgen, um sechs Uhr schon, wanderte ich wieder in Baldivia herum. Meinen gestern gewonnenen Eindruck brauchte ich auch heute, trotz des prachtvollsten Wetters, nicht zu korrigieren. Bei meinem Freunde Behrens, der Schiffs- und Maschinenbauer ist und über hundertundfünfzig Arbeiter in seinem Etablissement beschäftigt, nahm ich den Kaffee ein und später unter blühenden Rosen im wohlgepflegten Garten ein Frühstück mit — Apfel-wein, sogenanntem Most. Wie herrlich mundete mir das heimische Getränk!

Ein kleines Dampfschiff, Eigentum des Herrn Behrens, brachte mich nach herzlichem Abschiede von meinem Gastgeber und von Valdivia später wieder flußabwärts, Corral zu. Mondnacht und Sterngefunkel auf dem Meere schenkte mir dieser Sonntag noch.

Und heute noch, wenn ich beim stillen Abendfeuer
 Mich berge vor dem heimatlischen Schnee,
 Gedenk ich deiner gern, o schöne, sternbesäte See!

2. Coronel, Lota, Talcahuano, Concepcion

Das Land bei Coronel macht keinen besonders günstigen Eindruck. Auffallend ist mir namentlich der Mangel an Vegetation. Während Valdivia bis heute noch auf seine Eisenbahn, die Verbindung mit dem Norden, wartet, trotz der schon seit langem in den Karten verzeichneten Linie, ist Coronel an den Schienenstrang nach Santiago angeschlossen. Dieser Umstand scheint, neben ihren mittelmäßigen Kohlen, der Hauptvorteil der unbedeutenden Stadt zu sein. Der Hafen von Coronel, durch eine große Bucht gebildet, ist nur Ankerplatz. Die Schiffe bleiben deshalb auch noch ziemlich weit vom Lande entfernt liegen.

In Coronel gibt es eine kleine deutsche Kolonie mit bescheidenem Klublokal; aber das Leben in der „Stadt“ scheint sehr öde zu sein. Wer sich hier nicht Geschäfte halber aufhalten muß, wird sich wohl schwerlich zu einem dauernden Domizil an einem Ort entschließen, der tatsächlich gar nichts von Interesse bietet. Da man mir sagt, daß das größere und industrielle, etwa zwölftausend Einwohner zählende Lota, das ebenfalls am Meere liegt und einen kleinen Hafen hat, nur eine Stunde Wegs von Coronel entfernt sei, mache ich mich rasch entschlossen auf den Weg. Durch schwarzen Sand stapfe ich, den lieberlich angelegten Bahnkörper entlang, über Brücken, auf denen ich von Schwelle zu Schwelle springen muß, und durch Tunnels, in denen das Wasser auf mich heruntertropft. Aus der Stunde werden zwei, schließlich zwei und eine halbe, bis ich endlich nach Lota gelange. Unterwegs habe ich Gelegenheit, die Dankbarkeit der chilenischen Natur für die geringste Sorgfalt, ihre bewundernswerte Anpassung an die bescheidensten Lebensbedingungen zu beobachten. Ja sogar aus scheinbar völlig sterilem Sandboden sprossen da und dort Blumen, Labiaten und Kompositen, unter denen sich unser Wegwart (Cichorium), bedeutend größer als in Mitteleuropa, frech breit macht. Und da, wo auch nur Spuren von Wasser hingelangen, dankt die Natur in rührendster Weise durch herrliches Wachstum und verschwenderische Gaben. So kam ich an einem kleinen Rancho vorbei, nahe am Meere und an der Bahn. Da darin ein primitiver Laden betrieben wurde, trat ich ein, um mir eine Kleinigkeit zu kaufen und mich zugleich näher nach dem Wege zu erkundigen. Wie erstaunt war ich, als ich durch die offene Hintertür der Hütte hinaus in einen Garten sah voll von herrlichem Gemüse, voll von Obstbäumen und Blumen. Und das alles auf sandigem Boden! Ich fragte den Ladeninhaber, einen freundlichen, alten Chilenen, dessen saloppe Kleidung gar nicht zu der Schönheit und der Ordnung dieser Dase paßte, ob er vielleicht der Eigentümer sei. No, señor, war die Antwort, el jardin pertenece a un ingles. Ein Engländer

also oder irgendein anderer Europäer — der gewöhnliche Chilene belegt nämlich mit der Bezeichnung *ingles* gern jeden Fremden — war der glückliche Besitzer und zweifellos auch der Urheber dieser Schöpfung. Mein höflicher Chilene bedeutete mir auch, daß der *Camino real*, d. h. die Landstraße nach Lota ganz in der Nähe sei; immerhin solle ich nur ruhig für meine Zwecke die Bahnlinie weiter benutzen. *Aquí no existe ninguna veda* — hier ist es nicht verboten —, sagte der Alte heiter, als ob er von den strengen Strafbestimmungen meiner Heimat eine Ahnung gehabt hätte. Und so trabte ich denn in dem wunderbaren Gefühl absolutester Freiheit und Ungebundenheit auf dem direktesten Wege weiter.

Je näher ich Lota kam, desto massiger in seinem Auftreten fand ich meinen alten Freund aus Australien, den *Eucalyptus globulus*. Der von diesem Baum ausgehende eigentümlich balsamische Geruch erfüllte die warme Luft und zauberte mir meine Spaziergänge in den Waldungen von New South Wales wieder vor Augen. Kurz vor meinem Ziele, auf einem freien, rings von mächtigen Eukalyptusbäumen eingefassten Platze exerzierte chilenische Fußartillerie. Viel Volk, jung und alt, sah sitzend oder im Grase liegend vergnügt dem Schauspiel zu. Auch mich fesselte das militärische Bild, war es doch das erstemal in Chile, daß sich mir ein solches in größerem Umfange bot. Der Kommandant, hoch zu Ross, mit weißen Handschuhen, in der kleidsamen blauen Uniform und der deutschen Schildmütze auf dem Kopfe, machte seine Sache vortrefflich. Wie das alles klappte! Tadellos und unglaublich rasch wurden alle Evolutionen ausgeführt. Die Mannschaft war mit Karabinern bewaffnet. In der Exaktheit der Gewehrgriffe hielten diese Chilenen jeden Vergleich mit den besten deutschen Soldaten aus. Ein ausgesprochen militärischer Geist scheint in dem Volke zu liegen, sonst wäre es nicht möglich, in der doch relativ kurzen Dienstzeit solche Resultate zu erreichen.

Lota bietet nicht viel. Immerhin herrschte viel Leben und Treiben in der ausgedehnten Stadt, die rein chilenischen Charakter zeigt, im Gegensatz zu Valdivia. Prächtige chilenische Volkstypen konnte ich hier bewundern. Namentlich fielen mir die berittenen Landbewohner auf, die in die Stadt gekommen waren. Einen breitkremigen Hut mit möglichst grellbuntem Bande auf dem Kopfe, blitzende dunkle Augen in den etwas rohen, aber nicht unschönen, sonnengebräunten Gesichtern, über den Schultern den Poncho, einen ebenfalls in bunten Farben prangenden Überwurf, aus einem Stück Tuch bestehend, das in der Mitte ein Loch zum Durchstecken des Kopfes hat, an der Seite den *Lazo*, eine gewaltig lange, meist aus Leder gefertigte Schlinge zum Einfangen frei herumlaufender Tiere, als Steigbügel zwei gewaltige Holzschuhe, die einen guten Schutz gegen Hitze wie Kasse gewähren müssen, und an den Stiefeln Sporen von einer Größe, wie ich sie bisher noch nirgends gesehen habe; ja ich übertreibe nicht, wenn ich diese Gebilde auf Handgröße einschätze. Es scheint, daß sie vor allem der Eitelkeit des Reiters dienen und erst dann als Aufmunterungsmittel für das Tier in Betracht kommen. Wie das klirrt, wenn so ein malerisch ausgestaffierter *Huaso* (die nicht gut übersetzbare Bezeichnung für den Bauern) mit seinen ungeheuerlichen Sporen an den Füßen auf dem

Pflaster der Stadt dahertrabt! Meiner Neugierde konnte ich keine Zügel anlegen: ich mußte ein Paar solcher monströser Sporen betasten; da war ich erfreut und beruhigt über ihre Stumpfheit. Unfre kleinen, scharfen europäischen Sporen sind den Pferden jedenfalls schädlicher als diese trotz ihrer Größe recht harmlosen Instrumente.

Das Volksleben spielt sich, dank dem sonnigen Klima, hier ziemlich öffentlich ab. Läden wie Häuser, mehr Ranchos, standen offen und gewährten freien, ungestörten Einblick in das Treiben ihrer Bewohner. Die Plaza, ohne die nun einmal keine Stadt in Chile zu denken ist, gefiel mir in Lota sehr gut. Sie ist groß, nett angepflanzt und natürlich mit Springbrunnen versehen. Der so sehr gepriesene Park Cousiño mit Schloß, Eigentum einer einheimischen steinreichen Familie, hält keinen Vergleich mit dem von Pegli an der Riviera aus, obgleich er in seiner Lage viel Ähnlichkeit mit ihm hat. Immerhin belohnte mich der Blumenflor, die mit balsamischem Wohlgeruch gesättigte Luft und oben vom Schlosse aus der Blick auf das unten an die felsige Küste brandende blaue Meer reichlich für die kleine Mühe, diesen außerhalb der Stadt liegenden Park nach vielem Hin- und Herfragen endlich gefunden und besucht zu haben. Hier begegnete ich auch dem chilenischen Erdfalke, Caracara, der, wie die meisten Vögel Chiles, wenig fliegt, sondern meist auf dem Boden läuft. Diese eigentümliche Erscheinung muß ihren Grund in der Armut der Insektenwelt, und diese wiederum ihre Ursache in dem Fehlen der Laubdecke des Bodens haben.

Die Frühlingssonne brannte vom wolkenlosen Himmel intensiv herab, als ich hungrig und durstig Lota wieder zutrabte, das eine ziemlich bedeutende Industrie hat. Besonders sind es englische Unternehmer, die hier die mineralischen Schätze des Bodens ausbeuten. Da ich keine Lust mehr verspürte, den Rückweg nach Coronel zu Fuß zu machen, beschloß ich, die Eisenbahn zu benutzen. Aber nicht als Passagier erster Klasse, sondern als einfacher Sterbliche, mit dem gewöhnlichen Volke zusammen wollte ich die kleine Reise machen. Und wahrlich, es lohnte sich! Mit dem boleto de la segunda clase in der Tasche — auf dieser idyllischen Bahnstrecke gab es keine dritte oder gar vierte Klasse — bestieg ich den Wagen, und ich war bald in dem urwüchsigsten Volksleben. Sporenklirrende Huasos, Kotos, die Allerärmsten, im zerrissenen, bunten Poncho, mit Sandalen an den Füßen, kamen, alle aber mit dem unvermeidlichen Cigarillo im Munde. Auch das genus femininum fand sich mit unheimlich viel Gepäck ein, woran sich niemand stieß. Abschiedsszenen spielten sich ab, als ob die Reise wunder wie weit gehn sollte. Dazu Geschwäg und so fröhliches Gelächter, daß ich im stillen mitlachen mußte. Urkomisch war es, als ein Passagier mit einem Bündel lebender Hühner, die er an den Füßen zusammengebunden hatte, in den Wagen kam. Sei es nun, daß sich die Fesseln gelockert, oder daß sich die Tiere sonstwie zu befreien gewußt hatten, auf einmal flogen und sprangen sie über uns hinweg, und nun begann von allen Seiten eine tolle Jagd. Darüber hielt sich, außer mir, kein Mensch auf. Und wiederum mußte ich gestehn: es ist doch etwas herrliches um die absolute Freiheit und um das Fehlen polternder Schaffner. Ungestraft sollte ich jedoch diese Fahrt nicht gemacht haben. Der Pulex irritans, den es in Chile in allzu reichlichem

Maße gibt, wählte mich zum bevorzugten Opfer, und ich hatte nachher genug damit zu tun, die ungebetnen blutgierigen Gäste wieder los zu werden.

Talcahuano, am Ende einer großen, seichten Bucht, ist der zweitwichtigste Hafenplatz der Republik und ein Stützpunkt für deren Flotte. Auch Trockendocks liegen hier, und meist in beschaulicher Ruhe ein oder mehrere Kriegsschiffe der chilenischen Flotte. In der großen Bucht ankern und verkehren mehr Schiffe als in Corral oder in Coronel. Der Pulsschlag einer großen Stadt in der Nähe macht sich in Talcahuano deutlich bemerkbar: Handel und Verkehr sind lebhaft. Im Jahre 1838, im Februar, wurde die Stadt ebenso wie Concepcion durch ein Erdbeben völlig zerstört. Als ein Phönix scheint sie sich aber nicht aus der Asche erhoben zu haben; Talcahuano ist ein Schmutznest par excellence. Wenn ich auch gern zugebe, daß Hafenstädte im Vergleich mit Orten des Binnenlandes ein gewisses Recht auf nachsichtige Beurteilung ihrer Sauberkeit haben, so ist es mir trotzdem unverständlich, wie ein so wichtiger Platz wie Talcahuano, der im Hintergrunde, wenig Meilen entfernt, mit einer Stadt von mehr als 55 000 Einwohnern durch den Schienenstrang verbunden ist, so verlottert aussehen kann. Sogar ein Bild aus der Umgebung von Neapel, Portici oder dergleichen, macht einen weit bessern Eindruck als Chiles Flottenstützpunkt.

In dem Maße, wie man weiter in den Norden des Landes kommt, scheinen auch die bessern Eigenschaften der Menschen abzunehmen. Die niedern Chilenen haben eine unglaubliche Fertigkeit und Gewandtheit im Diebstahl. Einem Reisenden, der die Kabine neben mir hatte, wurde gleich bei unsrer Ankunft durch das offene Kabinenfenster ein Kleidungsstück herausgestohlen, und auch lebende Ware, wie das zur Verpflegung mitgeführte Vieh, verstehen die Leute aller Bewachung zum Trotz meisterhaft zu stehlen. Bescheidenheit ist keine Tugend des Chilenen: die elendesten Spelunken tragen manchmal die stolzesten Bezeichnungen, und ich mußte bei meinem Herumstolpern in Talcahuano oft lächeln, wenn ich die bramaerbasierenden Firmenschilder der oft schon äußerlich wenig einladenden Geschäfte las. Ich werde später eine kleine Zusammenstellung dieser komischen, oft wie Selbstironie klingenden Bezeichnungen bei der Beschreibung des chilenischen Lebens im allgemeinen geben.

Eine Absperrung der Bahnkörper, Bahnwärter und dergleichen sind in Chile überflüssig. Daß der Fußgänger oder Reiter die Geleise als den einfachsten, besten und auch relativ saubersten Weg ungestraft benutzen darf, habe ich schon erwähnt. „Sehe jeder, wie er's treibe,“ gilt hier im vollsten Umfange. Kommt eine Maschine oder ein Zug, so weicht man eben aus, und ist das nicht mehr möglich, so kümmert sich der Staat, als der Besitzer der Bahnen, absolut nicht um die Folgen. So konnte ich auch in Talcahuano den unglaublichen Leichtsinne bewundern, womit sich die Leute, der Verkehr überhaupt, sorglos auf den Geleisen bewegten. Die Haare eines deutschen Bahnbeamten würden vor Entsetzen förmlich zu Berge gestanden haben, hätte er diese tolle Unordnung beobachten können. Die Lokomotiven, in der Bauart den nordamerikanischen ähnlich, führen eine größere Glocke, die beim Rangieren, Aus- oder Einfahren des Zugs in die Station geläutet wird. Dieses Zeichen bedeutet, gefälligst Platz zu machen, dem schnaubenden Ungetüm aus dem Wege zu gehn. Das ist die

einzig Schutzvorrichtung! Das rollende Material ist manchmal unter aller Kritik verwahrlost. Die besten Waggons führen die Expresszüge. Die erste Klasse, alles durchgehende Wagen mit gepolsterten Ledersitzen, ist einzig des „Caballeros“ würdig. Aber durch Staub und die in Menge in den Wagen eindringenden Kohlenpartikelchen hat der Reisende in Chile viel zu leiden. Dies empfand auch ich, als ich den kurzen Weg von zwanzig Minuten — so lange braucht der Express von Talcahuano aus — nach Concepcion fuhr. Hierbei fiel mir sofort die allgemein herrschende Mode der Reisenden auf, Staubmäntel zu tragen, was ich sehr praktisch finde.

Concepcion hat einen hübschen Bahnhof. Von ihm aus tritt man sofort in die Calle del Comercio, die Hauptstraße der auf die gewöhnliche spanische Art gebauten Stadt, in der sich alle Straßen im rechten Winkel kreuzen. Die Calle del Comercio ist sehr lang, breit und gepflastert. In ihr spielt sich auch der Hauptverkehr ab. Die Häuser, viele zweistöckig, in der altspanischen Art mit dem Hof oder auch dem Garten in der Mitte, machen einen gefälligen Eindruck, ebenso die vielen Läden mit ihren großen Schaufenstern. Die in Chile sehr häufigen Erdbeben, wodurch Concepcion schon einmal zerstört wurde, zwingt die Leute zu dieser Art von Hausbau, die zwischen Komfort und Einfachheit die Mitte hält und auch dem warmen Klima Rechnung trägt. So ein altspanisches Haus ist in seiner Art ungemein anziehend, und ich kann es mir nicht versagen, hier eine kleine Beschreibung zu geben, wobei ich bemerken möchte, daß nicht nur in der Gegend von Concepcion, sondern auch in Santiago die Mehrzahl der Häuser in ganz ähnlicher Weise gebaut ist.

Das Haus, meist aus Adobes, Luftziegeln, errichtet und jetzt gewöhnlich mit Wellblech bedeckt, besteht aus dem Erdgeschos, das höchstens noch ein Stockwerk zuläßt. In der Mitte liegt der Hof. Durch eine Tür oder ein Tor tritt man in das Haus ein. Rechts und links vom Eingang liegen die Empfangszimmer. Rings um den Hof herum geht ein gedeckter Gang; auf ihn münden die übrigen Wohnräume, die ihr Licht nur durch die Türen und die inneren Fenster vom Hofe her empfangen. Der Hof selbst ist entweder gepflastert und enthält Blumen und Blattpflanzen in Töpfen oder Kübeln, oder aber — und dieser Fall ist sehr häufig — er ist in einen natürlichen Garten umgewandelt, oft mit einem kleinen plätschernden Springbrunnen in der Mitte. Hinten im Hofe, an die Wohnräume anschließend, liegen Küche und Wirtschaftsräume. Es ist ein ammutendes, echt patriarchalisches Bild, das so ein Heim bietet; es berührte mich, den Fremden, ungemein wohlthuend. Es war mir ein solches Haus immer ein Zeichen von dem Familiensinn seines Bewohners und von einer gewissen Freude an der Natur. Und dieser Erscheinung begegnete ich später vielfach in Santiago wie in den kleinen Orten des Landes.

Eine im gotischen Stile gehaltne Kirche mit ihren Türmen neuern Datums gehört wohl zu den besten Bauwerken von Concepcion. Aber auch in dieser Stadt kann man neben der Kultur sofort wieder die Unkultur finden: zerfallene, liederliche Bauten, schmutzige Läden neben dem Gegenteil. Einige Seitenstraßen der Calle del Comercio gehn noch an, ebenso die Plaza, auf der chilenische Zerstörungswut gerade die alten, schattenspendenden Bäume gefällt und junge

Exemplare dafür gesetzt hatte — Änderung muß ja sein, und das Mittelmäßige ist im Lande des Kondors immer ein Feind des Guten! Die Pappelbäume, Alamos, daher auch der Name Alameda, trifft man in Chile auf Schritt und Tritt, ebenso vielfach Trauerweiden, in ihrer Entwicklung so prächtig, wie ich sie sonst nirgends auf der Welt gesehen habe. Mit welcher Freude ruhte mein Auge auf den wunderschönen Exemplaren der *Salix pendula* in Concepcion! Die Pappel (*Populus nigra*) imponiert mir gar nicht, und die Alameda von Concepcion, eine Pappelallee mit riesigen Bäumen und verschiedenen ziemlich dürftigen Denkmälern, war für mich kein herzerfreuender Anblick. Auf einem Hügel der an die Stadt anstoßenden Küstencordillera ist ein neuer Bergpark angelegt. Caracol, Schneckenhaus, ist sein Name. Die Anlage, die in zierlichen Windungen den Berg hinaufführt, ist der Stolz der Bürger Concepcions. Sie ist auch gar nicht übel und kann im Laufe der Zeit nur an Schönheit gewinnen, wenn die Chilenen — nicht in ihre alte Wut des Baumabschlagens zurückverfallen. Oben von der Höhe des Caracol aus schweift der Blick vorwärts über den breiten „chilenischen Rhein,“ wie der Bio-Biofluß mit Überhebung so gern genannt wird, weiter hinaus auf das ferne blaue Meer und rückwärts auf die sich hier vorschiebende, mäßig hohe Kette der Küstencordillera. Aber eine heiße, dunstige, zitternde Luft, die heute über Stadt und Landschaft brütet, tut dem Panorama etwas Abbruch. Im allgemeinen jedoch ist der Eindruck von Concepcion, das eine große deutsche Kolonie und eine deutsche Schule hat, bedeutend besser und vorteilhafter als der von Lota oder Valdivia. Es soll sich hier sehr gut und billig leben lassen, so wurde mir von verschiedner Seite von vertrauenswürdigen Personen versichert. Manche unsrer Landsleute in Concepcion besitzen schöne Quintas (Landhäuser) mit Gärten, deren prachtvolle Vegetation eben nur das Produkt des sonnigen Südens sein kann. Eine Reihe deutscher und englischer Geschäfte und Bankhäuser von Valparaiso hat hier Filialen, ein Zeichen für die kommerzielle Bedeutung der drittgrößten Stadt Chiles. Das Hinterland der Provinz gehört zu den reichsten und fruchtbarsten Landstrichen der Republik. Es ist gewissermaßen deren Kornkammer.

(Fortsetzung folgt)



Ein Naturforscher des siebzehnten Jahrhunderts über Baku und seine Naphthaindustrie



ie durch die anonymen Briefe bekannt gewordne Stadt Lemgo hat noch andre, wirkliche Berühmtheiten aufzuweisen. Sie ist die Heimat des Naturforschers und hochgräflich lippischen Leibmedikus Engelbert Kämpfer, des Humboldts des siebzehnten Jahrhunderts, der dort am 16. September 1651 geboren war. Er studierte in Danzig und Krakau und kam dann nach Upsala in Schweden, wo ihn Karl der Elfte zum Sekretär einer von ihm nach Persien geschickten Gesandtschaft machte. Diese Gesandtschaftsreise und der Aufenthalt Kämpfers in Persien